

## Angriffe aus Oesterreich gegen den Dreibund.

In einer sehr angesehenen Pariser Monatschrift hat Herr Kramarz, der Führer der jungtschechischen Partei im österreichischen Reichsrath, einen Artikel veröffentlicht, worin er sein deutschfeindliches Herz vor Europa ausschüttet. Er erklärt mit einer Offenherzigkeit, für die ihm die politische Welt Deutschlands im Grunde dankbar sein muß, daß er, Herr Kramarz, eine Hauptstütze des gegenwärtigen österreichischen Ministeriums, an dessen Spitze Graf Tschann steht, das Bündniß zwischen der Habsburgischen Monarchie und dem Deutschen Reich für überflüssig hält. Der Dreibund, so sagt er ungeführt, ist ein altes, ausgespieltes Luxus-Klavier, so schade, um es schon auf den Boden zu bringen, aber zu abgenutzt, um noch darauf zu spielen. Statt dessen empfiehlt der österreichische Politiker, der sich — wie gesagt — guter Beziehungen zu den leitenden Staatsmännern Cisleithaniens erfreut, den Abschluß eines Bündnisses zwischen Oesterreich-Ungarn und Rußland.

Um diesen Gedanken seinen tschechischen und französischen Freunden recht annehmbar zu machen, ergeht sich Herr Kramarz in törichtesten Verdächtigungen gegen die deutsche Politik. Er behauptet, daß man von Berlin aus nicht nur die Stellung Oesterreich-Ungarns am Adriatischen Meere bedroht, sondern auch in Mesopotamien und Persien russische Pläne durchkreuzt, ja sogar die Hand nach — Indien ausstreckt. Diese halloosen Ausstreunungen sind den Sommer und Herbst des verfloffenen Jahres hindurch, namentlich in französischen und russisch-polnischen Blättern, dem europäischen Publikum unermüdlich ausgebreitet worden. Dann war nach Beendigung der Deutentour unseiner Kaiserin dieser ganze Wurm verkrümmt, jetzt kommt Herr Kramarz und wärmt unter offener Kriegserklärung gegen den Dreibund die alte unwahre Geschichte wieder auf. Auch das könnte unbeachtet bleiben, wenn der Führer der Jungtschechen nicht in wohlgebenden politischen Kreisen des verbandeten Nachbar-Reiches einen, wie es scheint, starken Rückhalt fände. Daher ist es immerhin möglich, die zwischenzeitlichen Angriffe auf diesen Herrn und seine ausgesprochen dreibundfeindlichen Gesinnungen bei Zeiten aufmerksam zu machen. — Man wird in Berlin wohl mit Herrn Kramarz und seiner Sippe rechnen.

## Tagesgeschichte.

### Deutsches Reich.

Das Oberbergamt in Dortmund hat eine Verordnung erlassen, nach welcher fremdsprachige Arbeiter beim Betrieb von Bergwerken und den dazu gehörigen Aufbereitungsanstalten und Bräunfabriken nur beschäftigt werden dürfen, wenn sie genügend Deutsch verstehen, um mündliche Anweisungen ihrer Vorgesetzten und Mittheilungen ihrer Mitarbeiter richtig aufzufassen. Als Aufseher, Maschinenführer, Pumpen- und Risswärter, Schichtmeister, Wettermänner, Detektisten, Schachtreparaturschauer, Anschläger, Abnehmer und Bremser an Seilseilen, als Zugführer, Bahnwärter, Weichensteller und Rangierer bei Eisenbahnen über Tage dürfen fremdsprachige Arbeiter nur beschäftigt werden, wenn sie deutsch sprechen und in Schrift und Druck lesen können. Zuwiderhandlungen werden mit Geldbusen bis zu 300 Mark bestraft. Die Verordnung tritt sofort in Kraft, jedoch wird denjenigen fremdsprachigen Arbeitern, die am Tage der Bekanntmachung schon auf Bergwerken beschäftigt sind, eine Frist von sechs Monaten gewährt, um sich eine genügende Kenntniß der deutschen Sprache

anzueignen. Diese Verordnung richtet sich hauptsächlich gegen die Polen, die die überwiegende Mehrheit der fremdsprachigen Arbeiter im Ruhrkohlenrevier bilden (etwa 25 000). Die Polen zählen jetzt bereits über 100 000 Köpfe hierher; sie wohnen meist in geschlossenen Ansiedlungen, verstehen nur unter sich und weigern sich beharrlich, die deutsche Sprache zu erlernen. Diese Bergpolizeiordnung bildet einen gewaltigen Schlag gegen das Polenthum im Westen. Die polnischen Bergarbeiter werden jetzt gezwungen sein, in kurzer Frist die deutsche Sprache zu erlernen oder auf ihre Arbeit in den Bergwerken zu verzichten. Da letzteres nicht der Fall sein wird, darf man jetzt jedenfalls eine schnellere Verdeutschung der Polen im Ruhrgebiet erwarten.

Am Reichstag. Beim Beginn der gestrigen Reichstags-Sitzung gedachte Graf von Ballestrem in warmen Worten des verstorbenen Grafen von Caprivi, der, wenn er sich mit seinem großen Vorgänger auch nicht messen könne, doch ein Ritter ohne Furcht und Tadel gemessen sei. Er theilte dem Hause, das sich — einschließlich der anwesenden Sozialdemokraten, die bekanntlich bei dem Ruf auf Bismarck den Saal verlassen — von dem Sigen erhoben hatte, dann mit, daß er einen Antrag im Namen des Reichstags am Grafen des Borstors haben niederlegen lassen und daß er selbst sich am Donnerstag zur Besichtigung nach Syon zu begeben gedachte. Dann wibmte sich das Haus seiner Tagesarbeit. Der erste Theil der Tagesordnung: der Rest des Postetats und der Etat der Reichsdruckerei wurden debattelos erledigt. Dann sprach Herr von Podbielski seine sieben Sachen zusammen und machte dem Grafen von Posadowsky Platz, zu dem sich der Schatzsecretär Herr von Tschannmann und der Präsident der Reichsbank Dr. Koch gesellten, und die erste Beratung des Bankgesetzes begann. Man war allgemein auf eine leidenschaftliche Debatte gefaßt; denn soß auf der Linken auch kein Dr. Lath mehr, um geküht und temperamentvoll zugleich die Sache der Sozialisten zu führen, so war statt seiner der Director der Deutschen Bank Dr. Siemens da, und die Silbermänner auf der Rechten hatten in Dr. Arenst einen streitbaren Kämpfer zugezogen. Zunächst setzte die Debatte aber still genug ein. Graf von Posadowsky sprach in einer sachlichen Rede die Vorzüge seiner Bankvorlage heraus und zählte die Gründe her, die seiner Ansicht nach gegen eine formelle Verstaatlichung der Reichsbank sprächen. Aufmerksamkeit, aber ohne Aeußerung von Beifall oder Mißfallen, hörte das Haus ihn an. Und still und gemüthlich ging es weiter. Der Reichsparteiler Gump, erklärte nicht, doch vergeblich, für die Verstaatlichung der Reichsbank kämpfen zu wollen; er beschränkte sich vielmehr darauf, eine Erhöhung des Bankcapitals um 90 statt um 80 Millionen zu verlangen und vorzuschlagen, man möge die ausländischen Efficien an den deutschen Börsen ausschließen, sobald der Zinsfuß der Reichsbank über 4 1/2, o. 5. steige. Ein hohes Loblied auf die „bewährte Reichsbank“ sang dann der G. H. Finanzrath und Bankdirector Hästing aus Schwerin, der die Vorlage in allen wesentlichen Punkten gutheißt, auch einen Ritt ins dunkle Land der Währungsfrage wagte, um zu beweisen, daß der hohe Bankdicont mit der Währung absolut nichts zu thun habe. Am energischsten für die Verstaatlichung trat Graf von Rantz ein, der in langer, mit gespannter Aufmerksamkeit entgegenkommener Rede den Nachweis zu erbringen versuchte, daß die Reichsbank in ihrer jetzigen Verfassung lediglich der Hochfinanz zu gute käme. Er schlug schließlich die Verweisung der Vorlage an eine Commission von 28 Mitgliedern vor. Reichsbank-

Präsident Dr. Koch unternahm es dann, sein Institut vor diesem Vorwurfe in Schutz zu nehmen und nochmals alle Gründe gegen eine Verstaatlichung vorzubringen. Der zweiten Hälfte der Sitzung wohnte auch der Reichskanzler, und in der Postloge der Minister des königlichen Hauses, von Wedel, bei. Heute wird die Debatte fortgesetzt.

Rußland. Den Betrag von einer Million Rubel hat Kaiser Nikolai der russischen Gesellschaft vom Roten Kreuz beauftragt, die von Hungernoth betroffenen blauen Bevölkerung abzumitteln lassen. Diese hochherzige Unterstützung der unglücklichen Bauern ehrt den Zaren. Wie groß aber muß das Elend dieser Armen sein, wenn man es selbst dem kaiserlichen Herrn nicht mehr verheimlichen kann, es ihm vielmehr so erschreckend darstellen muß, daß er sich zu einer so energischen Beihilfe entschließt! Dieser A. Kaiserlicher Gnade spricht Bände und widerlegt alle die beschönigenden Berichte, welche die Regierung über die diesjährige Hungernoth veröffentlicht hat.

Amerika. Unmittelbar vor dem Kampfeslärm von Manila hat die öffentliche Meinung in den Vereinigten Staaten sich noch lebhaft mit Krieseländen aus dem spanischen Kriege beschäftigt. Die Presse des ganzen Landes fordert, daß Präsident Mac Kinty den General Miles vor ein Disziplinar-Gericht bringe und zwar wegen seiner jüngsten Angriffe auf das Kriegsdepartement. Die Sache hat schon dem Cabinet vorgelegen, aber es ist noch keine Entscheidung getroffen worden. Man glaubt, das General Miles zwar seines Postens als Oberbefehlshaber der Armee entzogen, aber zur Leitung eines von den Militär-Departements berufen werden wird. Denn der Präsident fürchtet sich davor, Miles zu hart zu bestrafen, da er beim Volke höchst beliebt ist. Dieses glaubt, daß er für den gemeinen Soldaten gegen die Raubhunde der Befreiten und die Unfähigkeit des Kriegesecretärs Alger aufgetreten ist. Ein Kriegsgericht aber General Miles könnte daher die nächsten Präsidenten wählen sehr bedeutend beeinflussen.

## Vermischtes.

Schönes Wort. Aus Lang wird geschrieben: „Wie vglautet, ist vor einigen Tagen bei der hiesigen Bezirks-Hauptmannschaft ein Schriftstück eingelaufen, welches die folgende Ueberschrift: „Personalverrechnungsgesetzungsrevisionen“ trug.“ Das ist doch die schönste Blüthe des Amtes — still 1) „Made in Germany“. Es ist bekannt, daß die Engländer die Forderung, daß jede deutsche Waare den Stempel „Made in Germany“ trägt, durchgesetzt haben. Heute bedauern sie es, denn was die Käufer hätte abhalten sollen, leidet sie heute an. Selbst Waaren, die einst der Stolz des englischen Gewerbes gewesen, we den heute von Deutschland ebenso gut, wenn nicht besser geliefert. Dazu schreibt die „Straßb. Post“: „Stahlwaaren aus Sheffield galten lange für ebenbürtig unerreichtbar, als Uren von J. W. Benson in London. Nun, heute gelten selbst in England Stahlwaaren von Hindle in Solingen und Langsche Uren aus Glaßhütte bei Dresden als „first class“ und allen englischen Produkten ebenbürtig. Dabei sind sie erheblich billiger. Die berühmten englischen Sauce — Worcestersauce, Harveysauce, Japerialsauce u. s. w. — galten bis vor wenigen Jahren als ein nur englischer Kunst vorbehaltliches Geheimniß. In französischen und deutschen feinen Hotels stand stets die englische Sauce auf dem Tische. Unterdessen hat sich eine deutsche Firma — J. Th. Wend u. Cie. in Straßburg —

## Die Macht der Liebe.

Roman von Theodor Forster.

29

„Ich bin nicht in ihn verliebt und würde es nicht sein, selbst wenn ich durch volle hundertundfünfzig Jahre in demselben Hause mit ihm leben müßte, und deshalb erkenne ich seinen wahren Charakter. Er ist sehr schön, sehr blendend, sehr unterhaltend, aber er ist so unsterblich wie nur möglich. Er hat gar keinen Gehalt, und wenn ich ihn heiraten würde, und er bräde nicht im Laufe des ersten Jahres mein Herz, so würde ich ihn zu Tode quälen, oder zum mindesten auf Scheidung bestehen. Im übrigen werden Sie sehen, daß ich recht habe. Jene ein neues Gesicht hat es verstanden, ihn zu seßeln, und hat mit ihm seinen großmüthigen Brief veranlaßt. Ich table ihn nicht, er kam so auf die Welt und kann es wohl nicht mehr ändern. Doch forch!“

Sie sprang auf und trat an das Fenster. Ein Wagen hält vor dem Portal, und ein junger Mann in grauem Anzuge sprang heraus. Isabella lachte.

„Wenn man den Wolf nennt“, rief sie, sich an Lady Payron wendend, „ist er da, Felig ist angekommen!“

Es war in der That Felig. Er trat ein, während sie sprach, und begegnete ihrem schallhaften Blide, der in seiner innersten Seele lesen zu wollen schien.

„Endlich! Deine Mutter und ich waren eben im Begriffe, uns in Trauerkleider zu hüllen. Wir dachten, Du seiest verloren, und nun erscheinst Du vor uns wie ein liebliches Traumbild. Während Du Mama alle Deine Neuigkeiten mitteilst, will ich mich zum Diner umkleiden.“

Sie verließ das Zimmer, Felig einen letzten Blick zuwerfend, welcher ihn beinahe in Verlegenheit setzte.

„Wirklich, Felig“, begann seine Mutter gereizt, „ich kann es nicht fassen, wie Isabella Dein Benehmen so leicht nehmen kann. Zu meiner Zeit würde man es unverzeihlich gefunden haben.“

„Aber wir leben nicht mehr in jenen uralten Zeiten.

Uebrigens weiß ich nicht, was Du mit „mein Benehmen“ bezeichnest.“

„Du hast doch Isabella gebeten, Dich zu heiraten, bevor Du von hier abgereist bist.“

„Ich... ich glaube ja! Es sind nun schon drei Wochen her, und mein Gedächtnis ist daher begreiflicherweise nicht mehr sehr scharf über diesen Punkt.“

„Und sie sagte Dir, Du solltest Dir in einer Woche ihre Antwort holen, nicht wahr?“

„Liebe Mutter, welche vortrefflichen Untersuchungsrichter Du abgeben würdest. Ja, sie sagte so.“

„Und Du bist nicht gekommen. Felig, ist dies das Benehmen eines Ehrenmannes?“

„Es war das Benehmen eines klugen Mannes, auf jeden Fall.“

„Es wäre unehrenhaft gewesen, die Reizung einer Dame erzwängen zu wollen; ich kam deshalb nicht, um mir die Antwort abzuholen, sondern ich schrieb.“

„Wirklich?“

„Ja, ich schrieb, sie freigegebend, wenn sie nicht gerne die Weine werden wolle. Es war ein sehr ehrenhafter, männlicher, edler Brief.“

„Und sie erwiderte?“

„Sie erwiderte“, entgegnete Felig, bei der Rück Erinnerung lachend: „Wer ist sie?“ Ich glaube, Fräulein Burvenich muß eine Bauberin sein. Ich habe mir übrigens nicht die Mühe genommen, ihr mitzutheilen, wer sie sei, sondern bin heute hergekommen, um es Dir bekanntzugeben.“

„Felig!“ rief seine Mutter, von ihrem Siege aufsehend, „Du willst doch nicht sagen...“

„Mutter“, sagte Felig kaltblütig, „setze Dich doch ruhig nieder. Rege Dich nicht auf. Mein Gott, weshalb nehmen nur alle Leute die Dinge so ernst. Ich beabsichtige Dir, mitzutheilen, daß ich ein Mädchen gefunden habe, welches mir tausendmal besser zusagt, als Isabella Burvenich; daß ich um sie angehalten habe, daß sie einwilligt, und nur ihr Vater auf Deiner Genehmigung besteht.“

Seine Mutter sank betäubt in die Kissen des Sessels

zurück. „In drei Wochen, alles im Verlaufe von drei Wochen“, murmelte sie.

„Wir leben in einem raschen Zeitalter, Mutter. Zeit ist Geld, weshalb sie vergeuden? Die Sache mag Dir sonderbar erscheinen, ist aber deshalb nicht minder wahr. Es ist eine Thatfache.“

„Wer ist sie?“

„Isabellas Frage, Mutter. Sie heißt Fräulein Stalling.“

„Stalling?“

„Ja, arme Kleine; es ist kein häßlicher Name. Ottilie Gräfin Payron geb. Stalling wird nicht sehr häßlich klingen, doch jede Noie hat ihre Dornen.“

„Isabella sagte es.“

„Wirklich? Dann muß Isabella als Heze verbrannt werden, oder hat ihr Willy etwa geschrieben?“

„Ich weiß nicht. Dieses Mädchen ist also die Schwester von Willys Beant?“

„Nein, nicht ihre Schwester“ entgegnete er, sich ruhig ein Glas Wein füllend. „Sie ist es selbst.“

„Was sagst Du?“

„Wie viel Worte doch solche Sachen nötig machen. Ich wiederhole, liebe Mama, das junge Mädchen, welches ich zu heiraten beabsichtige, ist das selbe, welches Willy mit seiner Unmerklichkeit beehrt hat. Zu seinem Unheil kam, sah und siegte ich. Sie zog mich dem plumpen Dragoner vor, und Willy rief: Alles verloren, nur die Ehre nicht!“

Er hielt inne. Seine Mutter hatte sich erhoben, ihre Augen ruhten voll Entsetzen auf dem Sohne.

„Felig“, sprach sie mit heiserer Stimme, „Du sagst mir, Du wagst mir zu sagen, daß Du Willy das Mädchen geraubt hast, welches er liebte?“

„Wenn Du es durchaus so sentimental bezeichnen mußt, ja, Mama!“

Sie starrte ihn an, sie versuchte zu sprechen, doch die Stimme versagte ihr. Die Niedrigkeit dieser Handlung nach Willys unbegrenzter Großmuth trat zu grell hervor. Er hatte Felig seine Erstgeburt überlassen, und das war Willys Dant.

68, 19